

Jan Sebastian Glück (Frankfurt a. M.)

Spazieren gehen bei schlechtem Wetter

Das ‚Gewitter in den Bergen‘ als Fragment einer
Sprache der Minne

*Wen du nicht verlässest Genius
Nicht der Regen nicht der Sturm
Haucht ihm Schauer übers Herz.
Wen du nicht verlässest Genius
Wird der Regenwolk
Wird dem Schlossensturm
Entgegen singen
Wie die Lerche
Du dadroben.*

*Den du nicht verlässest Genius
Wirst ihn heben übern Schlammfad
Mit den Feuerflügeln.
Wandeln wird er
Wie mit Blumenfüßen
Über Deukalions flutschlamm
Python tötend, leicht, groß
Pythius Apollo.¹*

1 Das ‚Gewitter in den Bergen‘ als Fragment einer Minnerede
„Ich sang“, so Johann Wolfgang Goethe, „diesen Halbunsinn leiden-
schaftlich vor mich hin, da mich ein schreckliches Wetter unterwegs

1 EIBL 1987, S. 195.

traf, dem ich entgegen gehn mußte“.² Den Hintergrund von Goethes ‚Wandrer^s Sturmlied‘ bildet möglicherweise „wirklich Erlebtes“,³ wie es der geschickte Lenker seiner eigenen Rezeption anzudeuten scheint. Aber auch das Urteil, dass es sich bei dem schwer zu deutenden Text um ‚Halbunsinn‘ handele, dem allenfalls bruchstückhaft historische Positionen einer Genieästhetik abzugewinnen sind, hat die Forschung lange Zeit dankend angenommen,⁴ ebenso wie sie sich der Illusion hingeeben hat, die Hymnen des jungen Goethe seien in ‚leidenschaftlichen‘ Sinn-Eruptionen spontan (zum Beispiel singend beim Wandern) entstanden.⁵ Mittlerweile ist man sich demgegenüber einig, dass Goethe in ‚Dichtung und Wahrheit‘ ganz bewusst die Erwartungshaltung konstruiert hat, die Entstehung der Dichtung seines erzählten Ichs sei vor allem in dessen Erleben begründet.⁶ Die Dekonstruktion dieser von Goethe selbst begünstigten Erwartungshaltung gegenüber seiner frühen Lyrik war zweifelsohne eine der Voraussetzungen dafür, dass eine philologisch adäquate Beschäftigung mit Texten wie ‚Wandrer^s Sturmlied‘ einsetzen konnte. Unvoreingenommene Studien haben seitdem nicht nur herausarbeiten können, wie sorgfältig erwogen jedes Wort des Textes ist, sondern vor allem gezeigt, wie virtuos Goethe mit literarischen Traditionen spielt und sie zugunsten der Modulation eigener poetologischer Positionen funktionalisiert.⁷ Vor dem Hintergrund der Deutungshorizonte, die

2 SPRENGEL 1985a, S. 556.

3 MOMMSEN 1985, S. 369.

4 So unterscheidet zum Beispiel STAIGER 1957, S. 68–72, zwischen „Unklar[em]“ (S. 68) und „Faßliche[m]“ (S. 69) und beschäftigt sich in seiner Interpretation der Hymne nur mit dem Begreifbaren.

5 Ein Symptom dieser Lektüreeinstellung der Goethe-Forschung ist der Begriff einer „Erlebnislyrik“ als Instrument der Beschreibung von „Lyrikformen [...], in denen ein Ich sich auf [...] individuelle Weise über eigene Zuständlichkeiten in einer mehr oder weniger spezifizierten (Um-)Welt [...] äußert“ (WÜNSCH 2007, S. 498), der an der Lektüre von Goethes frühen Gedichten gebildet wurde und bis in die 1970er-Jahre erhalten blieb.

6 Vgl. z.B. SPRENGEL 1985b, S. 900: „Trotz mannigfaltiger Hinweise auf Anregungen und Vorbilder neigen Goethes Aussagen über die Entstehung seiner eigenen Werke dazu, die Bedeutung literarischer Traditionen und ästhetisch-philosophischer Vermittlungszusammenhänge zurückzudrängen zugunsten einer unmittelbaren Begründung aus dem Erleben und der Eigenart des autobiographischen Ichs“.

7 Vgl. insbesondere SCHMIDT 1984 und WINDRICH 2012.

jüngere Studien für Goethes ‚Sturmlied‘ skizzieren, darf man als Leser von Goethes Text ein komplexes Spiel (mit) der Sprache erwarten, man kann davon ausgehen, dass Schlammpfade und Blumenfüße, dass der Schauer und sogar das Herz in ihrer Bedeutung letztlich kaum eindeutig festzulegende Zeichen sind. Dass es sich bei ‚Wandrerers Sturmlied‘ um eine zentrums- und ziellose Hymne handelt, an deren Text-Ende sich kein klar markiertes semantisches Ende aufdrängt, ist so durchaus vorstellbar. Man könnte vielleicht sagen: Goethes Gedicht ist ein Text, der sich mit ‚Lust‘ lesen lässt, denn der Leser kann die Bedeutungsschichten des Textes ‚durchwandern‘, ihn dabei lustvoll ‚nachspielen‘ und sogar ‚auf ihm spielen‘, denn ‚komplettiert‘ wird der Text erst durch seinen lustvoll spielenden ‚Interpreten‘.⁸

Doch was auch immer man von der Hymne erwartet, in jedem Fall erwartet man von den Texten, die hier eigentlich zur Diskussion stehen und die – letztlich aus Konvention⁹ – als ‚Minnereden‘ bezeichnet werden, etwas völlig Anderes: Weder erwartet man einen Text, durch den die erlebte Wirklichkeit des Textproduzenten durchscheint, noch einen Text, der ein komplexes Spiel (mit) der Sprache in Gang setzt. Stattdessen erwartet man eine Sprache, die – auch wenn sie mitunter geblüht sein mag – aus formelhaften Ausdrücken besteht, sich in baukastenmäßigen Versatzstücken zu stereotypen Strukturen fügt und die tendenziell auf

- 8 Ich beziehe mich hier auf BARTHES 2006b, der folgenden Vergleich anstellt: Wie ein (musizierender) „Interpret [...] gewissermaßen der Mitautor der Partitur [ist], die eher komplettiert als ‚ausdrückt‘“, kann der lustvolle Leser einen Text als Partitur lesen, die „vom Leser eine praktische Mitarbeit“ (S. 71) fordert. Für eine solche lustvolle Lektüre wählt BARTHES 2006b, S. 67f., auch das Bild eines Spaziergangs des Lesers auf dem Feld des Textes. Die „Vorkommnisse“ auf einem solchen Spaziergang wären freilich nur „halb erkennbar“, denn sie entstammten zwar „bekannten Codes“, aber ihre „Kombinatorik“ wäre einmalig und würde „den Spaziergang als Differenz“ stiften, „der sich nur als Differenz wiederholen können“ (S. 68).
- 9 Dass man die zum Textkorpus der Minnereden gefassten Texte als ‚Minnereden‘ bezeichnet, geht zurück auf die Begriffsprägung durch MATTHAEI 1913 (vgl. ACHNITZ 2003, S. 198) und „die großen Arbeiten, die Ende der 60er und Anfang der 70er Jahre des letzten Jahrhunderts erschienen sind“ (LIEB/NEUDECK 2006, S. 2), v. a. den Minneredenkatalog BRANDIS 1968 und die typologische Beschreibung des Textkorpus durch GLIER 1971 – nicht aber auf einen in Intension und Extension konsistent gefassten Gattungsbegriff.

diskursive Inhalte hin transparent ist.¹⁰ Man erwartet dabei gerade keinen Text, der geschrieben ist, um subtile, sinnverschiebende Differenzen gegenüber anderen Texten auszuloten, sondern ein eher von Wiederholungen geprägtes Sprechen von der Minne,¹¹ das sich innerhalb der sozial wirksamen „Konversationsmaschine“¹² des ‚Minneredens‘ ohne semantische Brüche an andere Texte anschließen lässt. Differenz, ersichtlich etwa in der auffälligen Vielfalt an Redeweisen unter den Minnereden,¹³ die einen strengen Gattungsbegriff unmöglich macht,¹⁴ wird in diesem Sinne als Nebeneffekt der Wiederholung beschrieben.¹⁵ Kurzum: Während wir

- 10 Was nicht heißen soll, dass es in Minnereden primär um diese diskursiven Inhalte gehen würde. LIEB/STROHSCHNEIDER 1998, S. 304, stellen die These auf, dass es in Minnereden „nicht [...] um das Wissen von der Liebe [gehe], sondern um das Wissen vom Sprechen über die Liebe sowie darum, dieses Sprechen über die Liebe heteronom begründeten Verfügungsinteressen zunächst einmal zu entziehen“.
- 11 Vgl. LIEB 2001, der Minnereden von einer „Wiederholungsdominanz“ (S. 512) geprägt sieht und u. a. in Abgrenzung vom Minnesang (S. 509f.) als Textsorte beschreibt, in der es gerade nicht um die „sinnstiftende *Variation*“ (S. 510) der wiederholten Muster geht.
- 12 LIEB/STROHSCHNEIDER 2005, S. 132.
- 13 Im Bereich des Redens von der Minne scheint die konkrete Gestaltung des Textes überaus frei und nahezu unreglementiert zu sein, solange die konventionalisierten Strukturelemente und Versatzstücke aneinander gereiht und ineinander montiert werden: „Formal hatte [ein Minnereden-Schreiber,] fast nichts zu beachten, als die Regel der Reimpaardichtung“ (LIEB 2002, S. 156). Einen Eindruck von der Vielfalt der gestalterischen Möglichkeiten bieten KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 18–21.
- 14 Man muss, so scheint es, entweder einen unscharfen Gattungsbegriff formulieren (etwa in Anlehnung an GLIER 1971, S. 10, die von einem „gleitenden System von Gattungsmerkmalen“ spricht, „die jeweils einzeln oder kombiniert durch Fehlen oder Vorhandensein distinktiv wirken“), oder zahlreiche der bei BRANDIS 1968 und KLINGNER/LIEB 2013 aufgeführten Texte aus einer ‚Gattung der Minnereden‘ ausschließen (vgl. ACHNITZ 2000, S. 147, der zwar zu einem klaren Gattungsbegriff kommt, dafür aber ausschließlich die „rein erörternden Texte“, nicht jedoch die „nichterörternden Texte“ bzw. „Minneerzählungen“ als ‚Minnereden‘ begreifen kann). Der Vorschlag von LIEB 2000, S. 601, den Begriff ‚Minnereden‘ als „Sammelbezeichnung“ und nicht als Gattungsbegriff zu verstehen, spiegelt die Aporien der Suche nach einem kohärenten Gattungsbegriff wider.
- 15 LIEB 2001, S. 511, betont zwar, dass „Differenz (Abweichung) und Identität (Wiederholung) [...] nicht hierarchisch gegliedert und nicht ästhetisch gegeneinander auszuspielen“, sondern „zwei Zustände“ seien, „die gleichzeitig erreicht werden müssen, wenn das Gelingen soll, worauf eine Poetik der Wiederholung zielt“. Aber im Rahmen seiner Studien zur „Poetik der Wiederholung“ (LIEB 2001) sowie zur „Wiederholung als Leistung“ (LIEB 2002) bleiben für Variation und Differenz nur

Goethes ‚Wandrer Sturmlied‘ von seiner Singularität her lesen, den ihm ganz eigenen Bildern und Motiven nachgehen und seiner Sprache mit Lust am Text und Lust, seinen (Sinn-)Kapriolen zu folgen, begegnen, lesen wir Minnereden für gewöhnlich von ihrer stereotypen Regelmäßigkeit her und befragen die Texte nicht im Hinblick auf ihre ‚individuellen‘ Sinnpotenziale, sondern versuchen, die ‚Mechanik‘ der Minnereden zu verstehen.

Wenn man Minnereden ausgehend von dieser Erwartungshaltung analysiert, scheint es nur konsequent zu sein, die von KLINGNER/LIEB 2013 neu in das Textkorpus der Minnereden aufgenommene Nummer Z58, betitelt mit ‚Gewitter in den Bergen‘, als „Bruchstück einer Minnerede“ oder als „Exzerpt einer umfangreicheren Dichtung“ zu betrachten.¹⁶ Denn der Text scheint zwar zunächst den Erwartungen eines Minnereden-Lesers zu entsprechen, indem er auf einen Spaziereingang – durch ein Unwetter – eine Jagdszene und das Eintreffen des Ich-Sprechers an einem Locus amoenus folgen lässt. Dann aber bricht er ab, ohne dass das Sprecher-Ich an dem auf konventionelle Art und Weise erreichten Ort der Minnekommunikation auf eine typische Minneredenszene treffen würde: Mit LIEB/STROHSCHNEIDER 2005 ließe sich etwa erwarten, dass dem Ich-Sprecher „liebende Herren, liebende oder geliebte Damen“ oder „Personifikationen abstrakter Liebesinstanzen“¹⁷ begegnen, nachdem sich der Textproduzent von Z58 schon dafür entschieden hatte, den Text mit einem Spaziereingang zu beginnen und den Ich-Sprecher über eine

Nebenrollen denkbar – was gerade daran zu liegen scheint, dass er Wiederholung als sozial wirksame Identitätsfigur konzipiert: Die Wiederholung erfüllt laut LIEB 2002, S. 148, insbesondere „kulturelle Funktionen“, die vor allem in der quasi-institutionalisierenden Einbindung jedes Einzeltextes in die „Tradition kollektiver Minnekommunikation“ (LIEB 2002, S. 155) und „einer ‚Autonomisierung‘ der kollektiven Minnekommunikation“ (ebd.) liegen. Vor diesem Hintergrund können Varianz und Differenz letztlich nur noch „der Vermeidung wörtlicher Wiederholung“ (LIEB 2001, S. 510) dienen.

- 16 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, S. 1055. Nummern, die mit B beginnen, sind identisch mit den von Tilo Brandis vergebenen Nummern; Nummern, die mit Z beginnen, sind Zusatznummern für Minnereden, die im ‚Handbuch Minnereden‘ erstmals verzeichnet wurden.
- 17 LIEB/STROHSCHNEIDER 2005, S. 121. Die beiden Autoren sprechen von einer für Minnereden typischen „Kontingenzierung von Entscheidungsalternativen“ (S. 121) bei der Textproduktion.

konventionelle „Jenseitsschwelle“¹⁸ (die von einem Zwerg ausgelöste Jagd durch einen Gebirgswald) an einen Locus amoenus zu führen. Doch Z58 bricht ab und erwartbare Elemente einer expliziten Reflexion über die Minne fehlen in diesem Text. Insofern wir von Minnereden erwarten, ziel-sicher – sozusagen: trockenen Fußes – an einen solchen zentralen Ort der Minnekommunikation und -reflexion geführt zu werden, konnte dieser Text, der zwar zahlreiche formale und inhaltliche Merkmale aufweist, die man den Minnereden zuschreibt, nur als ‚Fragment einer Minnerede‘ Einzug in das ‚Handbuch Minnereden‘ halten.¹⁹

Ich möchte im Folgenden den Versuch unternehmen, den Text einmal nicht mit Blick auf die Regelmäßigkeiten des Textkorpus der Minnereden als einen Natureingang mit einem zentralen Ziel zu lesen (das fehlt und den Text so zum Fragment macht), sondern ‚mit Lust‘ den individuellen Sinnpotenzialen der Bildsprache dieser Minnerede nachgehen. Dieser Perspektivwechsel ermöglicht es vielleicht, den Text als ein semantisch komplexes Gebilde zu verstehen, ohne die Analyse von vornherein mit Annahmen über Fragmentarizität oder Vollständigkeit zu belasten. Dabei geht es mir letztlich gerade nicht darum, den Text als exklusive Sonderform unter den Minnereden herauszustellen. Vielmehr möchte ich abschließend darlegen, dass auch das ‚Gewitter in den Bergen‘ als dem erzählerischen Experimentierfeld²⁰ der Minnereden zugehörig verstanden werden sollte.

18 LIEB/STROHSCHNEIDER 2005, S. 121.

19 Die saubere Handschrift macht auf keine Weise die Annahme zwingend, die Niederschrift sei aus textexternen Gründen abgebrochen worden (ein Digitalisat der in der BLB Karlsruhe befindlichen Hs. Donaueschingen 112, in der sich das ‚Gewitter in den Bergen‘ auf fol. 167^v–170^r befindet, ist online verfügbar (<http://digital.blb-karlsruhe.de/urn/urn:nbn:de:bsz:31-28712>). Als Exzerpt könnte man den Text vor dem Hintergrund, dass er in der Handschrift direkt „vor einem Exzerpt aus einer Minnerede Egens von Bamberg (B28)“ (KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, S. 1055) aufgezichnet ist, beschreiben. Auch dies impliziert jedoch Annahmen über einen nicht vorhandenen Text.

20 Ich greife mit diesem Begriff eine Formulierung der Abschlussdiskussion des Symposiums auf, die unter den Tagungsteilnehmern, deren Aufsätze im vorliegenden Band versammelt sind, weitgehend Zustimmung gefunden hat. Die Beschreibung des Textkorpus der Minnereden als ein erzählerisches Experimentierfeld kann von Versuchen, eine Gattungsdefinition zu erbringen, entlasten.

2 Eine ‚lustvolle‘ Lektüre von Z58

Das heißt zunächst einmal: Ich möchte versuchen, den Text nicht von vornherein als abgebrochenen Spaziereingang zu lesen, sondern als Spaziergang. Ehe ich darstelle, was diese Modifikation der Erwartungshaltung an den Text für Konsequenzen haben kann, sei dabei zunächst der Inhalt von Z58 vorgestellt.

Das ‚Gewitter in den Bergen‘ lässt sich in drei Abschnitte unterteilen: Die Darstellung des Spaziergangs des Ich-Sprechers durch einen Gewittersturm (V. 1–26),²¹ die Jagd zum vermeintlichen *Locus amoenus* (V. 27–57) und schließlich die Darstellung desselben und seiner Wirkung auf den Ich-Sprecher (V. 58–130). Zu Beginn des ersten Abschnitts geht ein Ich-Sprecher *allein vff velde* (V. 11) spazieren, als er in ein scheinbar plötzlich aufziehendes Unwetter gerät:

*Von nebes feuchte tuffte
 Von schnelles windes luffte
 Von dickes dampfes uszruch
 Wart in den wolken ein durchbruch
 Das es begonde doeszen* (V. 1–5).

Des *ungewitters ungemach* (V. 12) nimmt rasch beängstigende Dimensionen an:

*Ein wolken brach das ander durch
 Das ye ein fewrenne furch
 Wart von des bruches schaurren
 Der hagel do zerpfaurren
 Muost des liechten veldes schilt* (V. 13–17).

21 Ich folge in den Zitaten der einzigen Edition des Textes, vorgenommen von LASSBERG 1842, S. 35–38 (wie die Handschrift ist auch die Edition digital verfügbar). Abgesehen von der vermutlich fehlerhaften Autor-Zuschreibung („Conrad Oettinger“, S. 35; vgl. hierzu KIEPE-WILLMS 1972, S. 288) ist die Edition des auch im Digitalisat gut lesbaren Textes weitgehend gelungen. Lassberg integriert superskribierte Buchstaben in das transkribierte Wort. Dass er den Anfangsbuchstaben des ersten Wortes eines jeden Verses großschreibt, ist keine Eigenart Lassbergs, sondern entspricht der Handschrift. Kritik könnte man daran üben, dass er in V. 26 *kuil* und in V. 56 *gluicke* anstatt *kiul* und *gliucke* transkribiert (wie es die Handschrift durchaus erlauben würde). Für alle folgenden Zitate aus diesem Text gilt, dass abweichend von Lassbergs Druck das Schaft-s als rundes ‚s‘ wiedergegeben und ein u/v-Ausgleich vorgenommen wird.

Der *scharpfen kiseln brasteln* | *Und auch des donders krasteln* (V. 21f.) schüchtern den Ich-Sprecher gehörig ein, die Winde scheinen die Wolken in einem *drindel* (V. 9), einem Wirbel, direkt über dem Ich-Sprecher zu konzentrieren, sein *aoug enpfieng da schwindel* (V. 10); der Hagel scheint dem Ich-Sprecher Wurfgeschossen gleichzukommen (V. 16–20) und *Der wolken nasses schwadern* | *Tett [ihn] im wasser pfladern* (V. 23f.). Keine Frage, er hat allen Grund *verzaget* (V. 25) zu sein, *kuil* und *nasz* (V. 26) ist er, wie gesagt, *allein uff velde* (V. 11).

Mut fasst er erst wieder, als er *Durch schwartzes wolken sehen[d]* (V. 27) *Ein hoch erlewht gebirge* (V. 30) erblickt und ahnt: *mir wer gelunge* | *Koem ich an den liechten berck* (V. 42f.). Glücklicherweise hört er in diesem Moment einen Zwerg das Jagdhorn blasen, vor dem ein Wildtier in Richtung des sonnenbeschienenen Berges entflieht (V. 44–51). Der Ich-Sprecher folgt der Spur des gejagten Tieres *mit glucke* (V. 56), bis er an das ersehnte *gebirge* (V. 57) kommt.

Dort findet er eine zauberhaft schöne Umgebung vor. Von Weitem hatte er schon mit *awg* und *mit sinn* (V. 32) *manig varbe glantz* (V. 33) *ertaste[t]* (V. 32) und *[er]spehet* (V. 33), doch nun erschließt sich ihm die ganze Pracht des paradiesischen Ortes: Grün, weiß und blau sind *mange krewter* (V. 66), *rosen bluomen* (V. 68) entsenden ihre *Aromaten* (V. 69), Venus, die Sonne und Mars erzeugen einen blendend-roten Strahlenglanz, der auch von den der Erde entwachsenen *Rubeynen* (V. 83) wiedergegeben wird. Einem *kleyn rysier* (V. 89) folgend gelangt der Ich-Sprecher schließlich zu einer kühlen Quelle an einer Wiese, auf der auch eine Linde steht. Aus der Linde klingt *Manig sueszer noten armoney* (V. 99), *bluomen maniger varbe* (V. 113) zieren die vom Tau benetzte Wiese wie auch die Äste der Linde. Die Farben und die Düfte, die kühle Feuchtigkeit des Taus, der omnipräsent ist, die Hitze des alles durchdringenden Lichtes, *Nasz warm kalt und trucken* (V. 63), *varbe von schmacke* (V. 125) durchwirken die *lufft weyt tieff und hoch* (V. 122) – und den Ich-Sprecher

daewcht wy mir erstochen
Wer und mein leyd ersterbet
Und lewterlich verderbet (V. 128–130).

Er ist *aller sorgen frey* (V. 100), sein *leyd von lusste do verschwant* (V. 92) allem Anschein nach hat er einen Locus amoenus erreicht,²² doch nach der Feststellung, dass der Ich-Sprecher alles Leid verloren habe, endet der Text abrupt. Wenn man nun nicht vor dem Hintergrund von Erwartungen an die Vollständigkeit des Textes davon ausgeht, dass es sich hier um ein Bruchstück einer Minnerede handelt, sondern die einzelnen Abschnitte von Z58 unvoreingenommen analysiert, lässt sich zeigen, dass dieser Text vielleicht gar keiner (materiellen) Fortführung bedarf.

2.1 Die erfahrungshafte Dichte des Unwetters

Wenngleich man mit Ernst Robert Curtius grundsätzlich davon ausgehen kann, dass die „Naturschilderungen des Mittelalters [...] nicht die Wirklichkeit wiedergeben“,²³ sondern „aus einer festen literarischen Tradition verstanden werden“²⁴ wollen, fällt bei der Lektüre der ersten Verse von Z58 doch auf, wie ‚realitätshaltig‘²⁵ der Ich-Sprecher sein Spazierengehen durch das Unwetter beschreibt. Während viele andere Unwetterdarstellungen in Minnereden nur die groben Umrisse des schlechten Wetters skizzieren, das häufig als Spiegel des Innenlebens des Ich-Sprechers dient oder als Bild für eine Welt zu verstehen ist, in der die Minne keinen

22 Zumindest finden sich in Z58 alle konventionellen Elemente der typischerweise „unwirkliche[n] Naturschilderung“ (ARBUSOW 1963, S. 112) eines Locus amoenus wieder.

23 CURTIUS 1993, S. 191.

24 CURTIUS 1993, S. 192.

25 Mit diesem Begriff beziehe ich mich auf KLEIN 2011. KLEIN adressiert ein ähnliches Problem, nämlich die Frage, inwiefern amoene Orte in der mittelhochdeutschen Literatur über ihre konventionelle Darstellung hinaus „phantasievoll und kreativ“ (KLEIN 2011, S. 63) modelliert und für die Konturierung origineller Sinnoptionen eingesetzt werden. KLEIN 2011, S. 83, spricht dabei von einem „lustvolle[n] Spiel“ der mittelalterlichen Dichter „mit den Möglichkeiten der Rhetorik“. In ihrem letzten Beispiel (Johannes Hadloub's Lied SM 30,35) spielt die überraschend „realitätshaltige“ Ausdifferenzierung des konventionellen Requisites *bluomen* eine wichtige Rolle (KLEIN 2011, S. 81). Ich meine im Anschluss an KLEIN mit ‚realitätshaltig‘, dass auf einem Gerüst topischer Versatzstücke konstruierte Naturschilderungen nicht gänzlich unwirklich sein müssen, wenn ihre erfahrungshafte Dichte schon für sich genommen Kohärenz stiftet (und die litterale Sinnenebene mithin nicht einer Kohärenz stiftenden Substitution durch eine allegorische Deutung bedarf).

Platz hat,²⁶ wird der Gewittersturm, den der Ich-Sprecher in Z58 erlebt, überaus plastisch dargestellt. Erwirkt wird diese Plastizität des Sturms nicht zuletzt durch eine auf das Erleben des Ich-Sprechers konzentrierte Darstellung des Unwetters. Das Naturphänomen wird nicht etwa von einem distanzierten Beobachter-Standpunkt aus betrachtet, sondern in den Worten eines körperlich unmittelbar vom Gewitter betroffenen Ich-Sprechers erfahrbar gemacht: Die Winde treiben die Wolken so zusammen, dass sie sich direkt über dem Ich-Sprecher zu einem Wirbelsturm zu verdichten scheinen (V. 6–10), und wie Geschosse scheinen dem Ich-Sprecher die Hagelkörner auf ihn niederzuprasseln, werden sie doch direkt auf ihn *Geregiret und gebolet* (V. 19). Im Fokus der Darstellung steht der Ich-Sprecher selbst, der das Unwetter als gegen ihn ankämpfend beschreibt. So ist es nicht primär das Feld oder, allgemeiner: die Außenwelt, die vom Flutregen überschwemmt wird, sondern in erster Linie der Ich-Sprecher, der vom Wasser [ge]pflader[t] wird (V. 24). Er ist es auch, auf den der Wirbelwind geradezu maliziös einwirkt (*Mein aoug empfieng da schwindel*, V. 10), und er ist es, der schließlich aufgrund des Unwetters *kiul, nasz* (V. 26) und *verzaget* (V. 25) ist. Die plastische Darstellung des Kampfes des Ich-Sprechers gegen das Unwetter verleiht dem Spaziergang eine erfahrungshafte Dichte, die nicht durch allegorische Kohärenzstiftungen gestützt werden muss.

26 Vgl. zum Beispiel B214, ‚Der falschen Klaffer List‘. Das Herbstwetter zu Beginn des Textes kann in diesem Fall als Vorausgreifen auf den Schluss des Textes gelesen werden: Ein erneutes Treffen des Ich-Sprechers mit der Dame kommt nicht zustande, Klaffer, die im Epilog gescholten werden, scheinen auch diese Begegnung zu verhindern (vgl. KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, S. 284–287). In B501, Peter Suchenwirts ‚Die Jagd‘, warnt ein Ich-Sprecher seinen Jagdhund *Lieb* (V. 21; zitiert nach PRIMISSER 1827, S. 85f.) vor den Unwetterfronten *Meld* (V. 30) und *Merk* (V. 32). Hier zeigt sich zwar ein innovativerer Einsatz schlechten Wetters, gleichwohl aber ist das schlechte Wetter klarerweise allegorisch zu deuten. Auch an anderen Beispielen (etwa B410) ließe sich zeigen, dass schlechtes Wetter in Minnereden in der Regel allegorisch zu deuten ist. Eine Ausnahme bietet neben Z58 die ‚Minneburg‘ (B485), an deren Beginn auf ähnlich eindrucksvolle Weise ein ebenfalls problematisches Wetterphänomen, extreme Hitze, beschrieben und in seinen Auswirkungen auf den Ich-Sprecher plastisch gemacht wird. LUDGER LIEB hat vor diesem Hintergrund (mündlich) die Vermutung geäußert, dass Z58 auch einen alternativen Anfang der ‚Minneburg‘ bilden könnte.

Auf den ersten Blick lässt sich mithin gegen Curtius annehmen, dass im Fall von Z58 die durchaus ‚realitätshaltige‘ Darstellung eines Naturphänomens vorliegt, zumal an keiner Stelle angedeutet wird, inwiefern der Gewittersturm, durch den sich der Ich-Sprecher hier kämpfen muss, allegorisch deutbar sein könnte: Weder ist von (Minne-)Verfehlungen des Ich-Sprechers die Rede, die das Gewitter als Bild einer (göttlichen) Strafe ausweisen könnten,²⁷ noch von (Minne-)Emotionen des Ich-Sprechers, die durch das Unwetter dargestellt werden sollten. Gleichwohl fällt bei der Lektüre von Z58 auch auf, dass die ‚Realitätshaltigkeit‘ und die Plastizität der Unwetterdarstellung mit einem hohen sprachlichen Aufwand einhergehen. Zum einen sorgen Alliterationen,²⁸ Anaphern,²⁹ ausgefallene Reimpaare³⁰ und die lautmalerische Qualität zahlreicher Begriffe³¹ für eine dynamische Rhythmik und einen ganz eigenen Klang der Sprache von Z58; zum anderen wird das Unwetter als Gegenspieler des Ich-Sprechers inszeniert und mithin die Natur implizit personifiziert.³² Die Plastizität der ‚realitätshaltig‘ wirkenden Darstellung des Naturphänomens lässt sich so als durch rhetorische Mittel aufwendig und gezielt erzeugt erkennen. Zudem gewinnt die Darstellung des Gewittersturms eine inter-

27 Vgl. BREDNICH 1979, Sp. 476f.: „Im Christentum haben [die] Vorstellungen vom B[litz] als dem ‚ignis caelestis‘ in Exempeln, Legenden und Sagen reichen Niederschlag gefunden. Danach greift Gott im Gewitter unmittelbar warnend, strafend und rächend in das irdische Geschehen ein, um die Übertretung göttlicher Gebote zu ahnden“. Noch weniger lässt sich das Gewitter hier positiv deuten, gemäß einem Glauben „an dem im Gewitter waltenden gerechten Christengott, der den Gläubigen in der Bedrängnis mit dem B[litz] zu Hilfe kommt“ (BREDNICH 1979, Sp. 477).

28 Z.B. V. 3 (*dickes dampfes uszruch*), V. 12 (*ungewitters ungemach*), V. 14 (*fewrenne furch*), V. 18f. (*gespilt | Geregiret und gebolet*).

29 V. 1–3 (*Von nebes feuchte tuffte | Von schnelles windes luffte | Von dickes dampfes uszruch*), V. 6f. (*Die winde da mit stoenzen | Die wolken zesammen triben*).

30 Etwa V. 9f. (*drindel/schwindel*), V. 15f. (*schaurren/zerpfaurren*), V. 21f. (*brasteln/krasteln*), V. 23f. (*schwadern/pfladern*).

31 Zu denken ist z.B. an das *brasteln* der Hagelkörner und das *krasteln* des Donners (V. 21f.), aber auch an das *schwadern* der Regenfluten und das *pfladern* des Ich-Sprecher darin (V. 23f.) sowie an die Klangqualität der *fewrenne[n] furch* (V. 14) und der *scharpfen kisel[n]* (V. 21).

32 Die Winde stoßen die Wolken so zusammen, dass sie einen Wirbelsturm direkt über dem Ich-Sprecher bilden (V. 6–10), und „es wird“ Hagel auf den Ich-Sprecher *gespilt | Geregiret und gebolet* (V. 18f.). Ich spreche davon, dass die Natur (oder das Wetter) hier implizit personifiziert wird, weil das ‚Handeln‘ der Natur zumeist in unpersönlichen Formulierungen dargestellt wird (wie hier in V. 18f.).

textuelle Dimension, wenn man bedenkt, dass sich in der ‚Minneburg‘ (B485) und in den Minnereden Egens von Bamberg (B28, ‚Die Klage der Minne‘; B49, ‚Das Herz‘) gerade in Bezug auf die kreative Wortwahl und Reimpaarbildung verwandte Texte auffinden lassen: Nicht nur die Reimpaare *drindel/schwindel* und *brasteln/krasteln* finden sich wortwörtlich in der ‚Minneburg‘,³³ auch einige generelle stilistische Auffälligkeiten scheinen diese Texte mit Z58 gemein zu haben.³⁴

Vor diesem Hintergrund tritt nicht mehr nur die Plastizität des Geschilderten deutlich vor Augen, sondern auch die Literarizität seiner Darstellung. Der erste Abschnitt des ‚Gewitters in den Bergen‘ kann so zwar nicht als unvermittelte Vergegenwärtigung eines Spaziergangs durch ein Unwetter verstanden werden – aber auch nicht als topisches Versatzstück, dessen litterale Sinnenebene durch eine allegorische Sinngebung ohne Weiteres substituiert werden könnte: Den Weg des Ich-Sprechers zunächst einmal als Spaziergang und nicht als Spaziereingang zu lesen, scheint vor diesem Hintergrund eine durchaus adäquate Lektüreeinstellung zu sein.

2.2 Der ‚amoene Ort‘

Während der erste Abschnitt des Textes zwar aufgrund seiner Literarizität über die litterale Sinnenebene hinaus auch für eine allegorische Deutung offen sein kann, deren Inhalt aber noch nicht durch explizite Hinweise im Text festgelegt ist, befindet sich der Ich-Sprecher im dritten und letzten Abschnitt der Rede offensichtlich nicht nur an einem Ort mit gutem Wetter, sondern zugleich an einem ‚amoenen Ort‘.³⁵ Deutlich

33 Vgl. PYRITZ 1950, V. 59f. (*swindel/trindel*) und 3291f. (*brasteln/krasteln*). Vgl. auch den Beitrag von Colin Schatzmann in diesem Band zur ‚Verschränkung von Intertextualität und Poetologie‘ in der ‚Minneburg‘.

34 KIEPE-WILLMS 1972, S. 288, Anm. 14, spricht von „Häufungen von *durch*-Komposita“, einer „Vorliebe für seltene oder neue *-ec*-Bildungen“, einer „auffallend häufige[n] Akzentuierung von Licht- und Farbqualitäten“ und einem generellen Hang zu sprachlichen „Raritäten“. Sie folgert daraus für Z58 nur, dass der Text nicht von Konrad Öttinger stammen könne, wie von LASSBERG 1842, S. 35, behauptet, sondern seine Entstehung vielmehr im „Umkreis“ der Texte Egens von Bamberg angesiedelt werden müsse.

35 Um zu markieren, dass hier nicht antizipierend von einer topisch-konventionellen Redeweise ausgegangen werden soll, spreche ich im Folgenden nicht von einem

machen dies jedoch nicht in erster Linie die Versatzstücke des Topos des Locus amoenus, die in Z58 zur Darstellung des ‚amoenen Ortes‘ im Gebirge eingesetzt werden, sondern vor allem zwei kaum erwartbare Bilder für die Liebesvereinigung von Mann und Frau: zum einen die Vereinigung von Venus und Mars (V. 72ff.), zum anderen die von Hitze und Tau (V. 115ff.).

Aus einem Zusammenspiel von Sonne, Venus und Mars ergibt sich das Licht, in dem die Schönwetter-Bergwelt erstrahlt: Nachdem der Ich-Sprecher das Gebirge (V. 57) erreicht und die überwältigende Blumen- und Duftvielfalt des Ortes beschrieben hat, die in Worten letztlich nicht gänzlich wiederzugeben sei (vgl. V. 70f.: *Mein syn kan es nit raten | Mit Worten als ich tett gern*), blickt er gen Himmel und ihn *dauht der stern | Venus leucht von der sunnen her* (V. 72f.). Doch der Planet Venus ist nicht die einzige Erscheinung am Himmel, die neben der Sonne für das besondere Licht der Bergwelt verantwortlich ist, denn Mars scheint dem Ich-Sprecher das Venus-Sonnenlicht *mit rotem sper* (V. 74) und (paradoxiert) *Mit glast* (V. 75) zu verdunkeln (*dor ynnert ymmert*, V. 75). Ungewöhnlich mutet in der Konstruktion dieses Lichts nicht nur die Vorstellung an, wie Mars *mit glast* das Licht von Sonne und Venus verdunkelt, sondern auch das Verschränken von litteraler und allegorischer Sinnebene: Während Venus explizit mit *der stern* (V. 72) betitelt wird, tritt Mars mit einem Speer, mit dem Attribut des antiken Kriegsgottes auf.³⁶ Mars ist hier mithin nicht nur als ein Planet, sondern auch als der Kriegsgott gekennzeichnet. Und wenngleich Venus als *der stern* ausgewiesen wird, ist damit doch deutlich auf ein antikes Vorbild hingewiesen, nämlich das von Sol (dem Sonnengott) *in flagranti* ertappte, außereheliche Liebespaar Venus und Mars.³⁷

Locus amoenus, sondern von einem ‚amoenen Ort‘ (auch dies in Anlehnung an KLEIN 2011).

36 Vgl. SCHULTEN 1912, Sp. 2502: Die Hasta, eine „schwere[, zum Stoßen geeignete[] Lanze“, ist „das eigentliche Symbol des Mars“.

37 Das schon in der ‚Odyssee‘ (θ, V. 266–366) überlieferte Mythologem findet sich auch bei Ovid, und zwar sowohl in der ‚Ars amatoria‘ (II, V. 561–590) als auch in den ‚Metamorphosen‘ (IV, V. 167–189). Der Verfasser von Z58 mag das Mythologem freilich auch aus mittelhochdeutschen Vorlagen gekannt haben, schon in Heinrichs von Veldeke ‚Eneasroman‘ (V. 5595–5670; Heinrich erwähnt Sol nicht, und das Handeln von Vulkan, nicht das der beiden Liebenden, wird als moralisch fragwürdig gekennzeichnet) und Albrechts von Halberstadt ‚Metamorphosen‘ (IV, V. 286–326) finden

Möchte man dem Verfasser von Z58 die Absicht unterstellen, gezielt nicht nur Venus und Mars gemeinsam das Licht der Gebirgswelt hervorbringen zu lassen, sondern in der Sonne eben auch Sol durchscheinen zu lassen, dann wird besonders deutlich, dass hier auf die Darstellung einer Liebesvereinigung *in actu* hingearbeitet wird – denn Sol erwischt Venus und Mars im Mythologem des adulterium Veneris – wie gesagt – *in flagranti*. Die Gebirgswelt in Z58 erscheint so nicht einfach in einem schönen und ‚geblühten‘ Sonnenlicht, sondern in einem ‚amoenen‘ Licht, das alles, was der Ich-Sprecher an diesem Ort erkennen kann, mit den Farben der Minne tönt.

Das Leuchten dieses Minnelichts ist so intensiv, dass der Ich-Sprecher seine Hand *Wider des glastes fayge* (V. 78) schützend vor die Augen halten muss. Doch noch mit der Hand vor den Augen erkennt er, dass das Licht *Nit gantz von dheim gestirne was* (V. 82), sondern auch von Rubeynen (V. 83) stammt. Interessant ist dabei, dass der Ich-Sprecher darlegt, die strahlenden Edelsteine seien *von der sterne scheynen | Und von der erden fayste* (V. 85) *Erwachsen* (V. 87), wodurch er direkt im Anschluss an die Liebesvereinigung von Venus und Mars noch eine weitere Vereinigung ins Spiel bringt: die von Sternen- oder Himmelslicht und Erde, deren Frucht die Edelsteine sind. Wenngleich man auf den ersten Blick kaum davon sprechen möchte, dass hier aus einer Liebesvereinigung des Himmels und der Erde strahlende Edelsteine hervorgebracht werden,³⁸ scheint doch nicht nur das amoene Licht des dargestellten Ortes, in dem der Ich-Sprecher diese Ansicht äußert, eine solche Deutung nahe zu legen. Denn vor allem das zweite den ‚amoenen Ort‘ konstituierende Bild, das der Vereinigung von Hitze und Tau, weist eine strukturelle Ähnlich-

sich Adaptionen des antiken Erzählstoffes. Vgl. hierzu KERN 2003a, insbesondere die Belegstellen A1 und A2 (S. 373f.), sowie KERN 2003b, vor allem Kommentar 2D (S. 653f.).

38 Gleichwohl ist der Gedanke durchaus greifbar, werden doch auch Perlen gemäß der antiken und mittelalterlichen Naturkunde „aus einer Hochzeit des Himmels und der Erde“ hervorgebracht (OHLY 1977, S. 274). Interessant ist vor diesem Hintergrund auch der Hinweis von WARD 1979, Sp. 140, dass der „Wolken durchbrechende B[erg]“ in der Mythologie häufig „als axis mundi“ gilt, „wo Erde und Himmel sich treffen und Götter und Menschen von einem Bereich in den anderen wandern können“. Der Berg in Z58, auf dem sich der ‚amoene Ort‘ befindet, ist schon auf litteraler Ebene ein solcher Berg, denn die dicken Regenwolken sind hier durchbrochen.

keit zur fruchtbringenden Liebesvereinigung von Himmelslicht und Erde auf: Am Ende des Textes *beschwangern* (V. 119) sich mit der *hitz* als *man* und dem *taw* als *brawt* (V. 118) die vom amoenen Himmelslicht durchstrahlte warme Luft und der in den Blüten an die Erde gebundene Tau. Der von der Hitze schwangere Tau scheint dabei in Z58 ein alle Pflanzen am (regenlosen) ‚amoenen Ort‘ belebendes Elixir zu sein,³⁹ das in Verbindung mit der amoenen Luft die ganze Umgebung tränkt: *Da von*, nämlich vom Schwängern des Taus durch die Hitze, so der Ich-Sprecher,

[...] *dye lufft weyt tieff und hoch*
Durch zewnet und durch kroenet
Durchflochten ungehoenet
Wart von varbe von schmacke (V. 122–125).

Die Luft am ‚amoenen Ort‘ von Z58 ist auf diese Weise sichtbar und schmackhaft, wie sie auch hör-, riech- und fühlbar ist: *Nasz warm kalt und trucken* (V. 63) und die *Aromaten* (V. 69) der Blumen, ebenso wie die *sueszer noten armoney* (V. 99) durchziehen die Luft. Die Intensität der sinnlichen Erfahrbarkeit dieses Ortes könnte kaum größer sein, und es überrascht nicht, dass das *awg* des Ich-Sprechers den ‚amoenen Ort‘ *mit sinn ertaste[t]* (V. 32). Insofern der hier konstruierte und mit allen Sinnen erfahrbare Raum zudem von sprachlichen Bildern geprägt ist, die auf die Imagination von Liebesvereinigungen (von Venus und Mars, von Himmel und Erde, von Hitze und Tau) abzielen, dürfen die Äußerungen des Ich-Sprechers, dass sein *leyd von lusste do verschwant* (V. 92), dass er *sorgen frey* (V. 100) wird und dass schließlich all sein *leyd ersterbet | Und lewterlich verderbet* (V. 129f.), wohl durchaus auch als Aussagen eines Liebenden betrachtet werden. Dieser Liebende findet anscheinend Erfüllung an einem in amoenes Licht und in amoene Luft getauchten Ort sinnlicher Imagination der Liebesvereinigung.

Man könnte das ‚Gewitter in den Bergen‘ damit ohne detailliertere Betrachtung der den ersten und dritten Abschnitt verbindenden Jagd

39 Als der Ich-Sprecher über die Wiese läuft, muss er *durch tow waten* (V. 101), ebenso wie die Linde in Tau gehüllt ist (vgl. V. 103–107), *batten* sich natürlich auch alle Blumen auf der Wiese *in nassem taw* (V. 109) und noch vom Baum, so der Ich-Sprecher, *Hieng mang bluemel und sein krawt* (V. 117) *Mit taewes uberlessten* (V. 116). Dass der Tau nicht vom Himmel kommt, könnte als Hinweis verstanden werden, dass er in Z58 nicht allein als Motiv mit religiösen Konnotationen verstanden werden darf.

zum Berg interpretieren. In den Blick geraten würde dann ein Ich-Sprecher, der zunächst gegen ein Unwetter ankämpft, dann am Horizont einen sonnenbeschieneenen Ort (ein *hoch erlewht gebirge*, V. 30) erblickt, dorthin gelangt und vor Ort nicht nur vom schlechten Wetter erlöst wird, sondern zudem Eingang findet in eine Welt der glückseligen Imagination von Liebesvereinigungen. Insofern man das Erblicken des Schönwetter-Ortes im Regen als Verheißung der Rettung des Ich-Sprechers, ja, seiner Erlösung vom Kampf gegen das schlechte Wetter lesen kann, die dann mit dem Erreichen des ‚amoenen Ortes‘ eingelöst wird, gerät eine religiöse Dimension des Textes in den Blick. Nachzeichnen lässt sich diese auch, wenn man den Regen des ersten Textabschnitts und den Tau des letzten Abschnitts einander gegenüberstellt. Hier könnte die in der christlichen Bibel-Allegorese begründete Unterscheidung zwischen dem Regen aus den (immanenten) Wolken und dem Tau aus dem (transzendenten) Himmel zugrunde liegen: „Der Tau konnte als Gnade, der Regen, weil mit Rauschen fallend, als Strafe verstanden werden“.⁴⁰ Zu diesem den Text auf einer Makroebene strukturierenden Schema von Strafe und Gnade mag auch die Beobachtung passen, dass die seelischen Zustände des Ich-Sprechers dem Zusammenhang von Notlage, Verheißung der Rettung und schließlich Erlösung zu entsprechen scheinen: Zunächst ist der Ich-Sprecher *verzaget* (V. 25), dann heißt es beim Erblicken des Berges: *Ich doecht mir wer gelunge | Koem ich an den liechten berck* (V. 42f.); und schließlich: *Mein leyd von lusste do verschwant* (V. 92). Spätestens mit der Lust des Sprechers gerät jedoch auch die Ambivalenz des Textes in den Blick, der einer religiösen Struktur eine amoene Sinnschicht einschreibt. Insbeson-

40 OHLY 1993, S. 152. Dem Bedeutungsgefüge von Tau und Regen widmet OHLY 1993, S. 151–155, einen eigenen Abschnitt des quellenreichen Aufsatzes. Man kann mit OHLY 1993 vielleicht gar noch weiter gehen in der Auslegung von Z58 vor dem Hintergrund traditionell christlicher Redeweisen von Gott. So weist OHLY 1993 unter anderem auf ein Gebet Mechthilds von Magdeburg hin, in dem es heißt: *Herre, min irdensch wesen stat vor minen ougen gelich einem durren acker, da wenig gutes uff ist gewahsen. Eya lieber Jhesu Christe, nu sende mir den suessen regen diner menscheit und die heisse sunnen diner lebendiger gotheit und den milten towe dines heligen geistes, das ich verklage min herzeleit* (zitiert nach OHLY 1993, S. 152). Der Regen steht hier für den Sohn, die Sonne für den Vater, der Tau für den Heiligen Geist – in eben dieser Reihenfolge treten auch Regen, Sonne und Tau in Z58 auf. Man könnte von dieser Basis ausgehend überlegen, ob die christlich-allegorische Sinnenebene des Textes nicht noch viel weiter reichende semantische Optionen bietet.

dere das zwischen geistlichen und amoenen Konnotationen oszillierende Bild des (schwangeren) Taus markiert dabei die Vielschichtigkeit des Textes.⁴¹ Gerade wenn man bedenkt, dass die Überlagerung der christlichen Denkfigur erst am Ende des Textes als eine explizit amoene Sinn-schicht erkennbar wird, könnte man Z58 als gewitzte Kontrafaktur eines christlichen Strukturierungsangebots lesen.⁴²

Folgt man aber dieser Deutung und liest den Text auf Basis eines christlichen Schemas von Sünde und Gnade oder Notlage, Verheißung der Rettung und Erfüllung, so stellt sich die Frage, wofür der Ich-Sprecher im ersten Abschnitt durch das Unwetter bestraft wurde. Die allegorische Sinnebene des ersten Textabschnitts bleibt ja, wie oben gezeigt, unausgefüllt, es ist wohl kaum möglich, die ‚realitätshaltige‘ Gewitterdarstellung aus sich heraus eindeutig auf eine spezifische allegorische Sinndimension zu beziehen. Vor dem Hintergrund des christlichen Struk-

41 BIES 2010, Sp. 237, fasst zusammen: „In der jüd.-christl. Überlieferung steht der T[au] für Fruchtbarkeit [...], für Gottes Hilfe, Segen, Gnade und Gunst“. Die zahlreichen Belege für den Tau als (Inspirations-)Metapher in der (christlichen) Dichtung der Spätantike und des Mittelalters, die OHLY 1993, S. 143ff., aufführt, belegen, dass der Tau eines der besonders wirkmächtigen Bilder der christlichen Tradition ist. Insbesondere für Z58 könnte dabei der Hinweis auf Konrads von Würzburg ‚Goldene Schmiede‘ relevant sein, in der Maria als *gerüemet und gesegnet, | begozzen und beregnet | mit dem himeltouwe* beschrieben wird (zitiert nach OHLY 1993, S. 154) – denn Z58 ist gemeinsam mit der ‚Goldenen Schmiede‘ überliefert (vgl. KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 80). Wenn man den Tau demgegenüber nicht primär als religiöse Kontexte aufrufend verstehen möchte, könnte man zum Beispiel an Gottfrieds ‚Tristan‘ denken: Als Marke die Minnegrotte und die beiden Liebenden darin entdeckt, befallen ihn erneut Zweifel, ob Tristan und Isolde schuldig sind oder nicht; erst als die Minne hinzutritt und ihn Isoldes Schönheit bezwingt, ist er zur Versöhnung bereit (V. 17485–17626, zitiert nach KROHN 2009). Isolde erscheint ihm dabei schöner denn je (*er schouwete [...] Îsôte, | diun gedühte in ouch dâ vor und ê | nie sô rehte schoene mê*; V. 17557–17560). Ihre strahlende, *glüejende*[] (V. 17569) Schönheit erklärt der Erzähler dabei unter Bezugnahme auf den Tau, durch den Isolde am Morgen geschritten war: *Îsôt was [...] | des morgens in dem touwe | geslichen zuo der ouwe | und was dâ von enbrunnen* (V. 17572–17575). Als erotisches Motiv und „Naturmetapher für Schwängerung“ dient der Tau auch in einigen Liedern Neidharts (FRITSCH 1976, S. 45).

42 Vor dem Hintergrund, dass Z58 in der Handschrift zwischen geistlichen und weltlichen Texten steht (vgl. KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 80), ließen sich hier weitere Überlegungen zum Verhältnis von geistlichen und weltlichen Sinndimensionen im ‚Gewitter in den Bergen‘ anschließen, wie auch zur Funktion des Textes in der Handschrift.

turierungsangebots lässt sich aber fragen, ob nicht das amoene Licht des letzten Textabschnitts, dem die Erlösung korrespondiert, auch die allegorische Sinnebene des ersten Textabschnitts in den Farben der Minne tönen kann. Das Gewitter wäre dann als Versinnbildlichung einer Strafe für ein Minnevergehen zu verstehen, etwa als die kalte Ablehnung einer Dame, oder allgemeiner als Versinnbildlichung des destruktiven Liebesleids des Ich-Sprechers. Der tastende Blick des Ich-Sprechers auf den amoenen Berg käme dann dem höchstes Glück verheißenden Ausblick auf Minneerfüllung gleich, die schließlich am amoenen Ort zumindest in der Imagination des Ich-Sprechers erreicht würde. Wenn man diese subtilen Verschränkungen einer litteralen und einer allegorischen Sinnebene wie auch religiöser und amoener Sinn- und Strukturangebote wahrnimmt, dann spricht vieles dafür, Z58 nicht als fragmentarischen Text anzusehen.

2.3 Z58 als Fragment einer Sprache der Minne

Diese Deutung übergeht aber die narrative Entfaltung des Übergangs von der Unwetter-Szenerie zum ‚amoenen Ort‘. Eine etwas stärkere Gewichtung des Abschnitts zwischen der Gewitterszene und dem Aufenthalt am ‚amoenen Ort‘ vermag es demgegenüber, die Interpretation noch einmal in eine andere Richtung zu lenken, die dem Text vielleicht noch eher gerecht wird.

Im mittleren Abschnitt von Z58 wird der Weg des Ich-Sprechers akzentuiert. Darin liegt ein wesentlicher Unterschied insbesondere zum ersten, aber auch zum letzten Abschnitt der Rede, in denen sich der Ich-Sprecher zwar teilweise auch bewegt,⁴³ diese Bewegung aber scheinbar keine Auswirkung auf seine Wahrnehmung der Umgebung hat. Während der erste und der letzte Abschnitt bei aller Plastizität des Dargestellten in dieser Hinsicht eher statisch wirken, entfaltet der mittlere Abschnitt nicht nur auf der Ebene der erzählten Bewegung des Ich-Sprechers einige Dynamik: Einerseits kommt hier räumliche Bewegung auf, insofern der Ich-Sprecher bemerkt, wie ein gejagtes Wildtier *sich entsagt*[] (V. 46),

43 Während im ersten Abschnitt überhaupt nicht die Rede davon ist, dass sich der Ich-Sprecher bewegt, läuft er im letzten Abschnitt der Rede entlang dem *kleyn rysier* (V. 89) in Richtung seiner Quelle, wo er die Linde vorfindet und beschreibt, wie die Hitze den Tau schwängert.

dabei direkt vor ihm *schnell* (V. 47) in Richtung des leuchtenden Gebirges entschwindet, und sich der Sprecher sogleich *enbor* (V. 56) hebt, um dem Tier zu folgen; er entkommt auf diese Weise dem Unwetter und gelangt zum ‚amoenen Ort‘. Andererseits lässt sich hier beobachten, wie sich der Fokus der Darstellung des Erlebens des Ich-Sprechers von einer ‚realitätshaltigen‘ hin zu einer ‚imaginationslastigen‘ Wahrnehmung verschiebt. So betont der Ich-Sprecher im Moment des Erblickens der schönen Bergwelt zunächst noch, dass er am Horizont ein vom Sonnenlicht erfülltes Gebirge sieht, das Rettung vor dem Unwetter verspricht:

*Durch schwartzes wolken sehen
 Mein awg begonde spehen
 Nach leng und nach der twirge
 Ein hoch erlewht gebirge
 Von glantzer sunnen glaste* (V. 27–31).

Das Erblicken des rettenden Schönwetter-Ortes ist so noch ganz im Duktus des ‚realitätshaltigen‘ ersten Abschnitts der Rede dargestellt, eine über den litteralen Sinn hinausgehende Bedeutungsebene wird nicht mit konkreten Inhalten gefüllt. Das ändert sich jedoch, als das *awg* des Ich-Sprechers gleich darauf beginnt, die Bergwelt *mit sinn* zu *ertaste[n]* (V. 32). Plötzlich erkennt der Ich-Sprecher nicht mehr nur das Licht der Sonne, sondern *manig varbe glantz* (V. 33), und mit seinem tastenden Blick bemerkt er, wie sich der glänzende Lichtschein mit *troepfel[n]* (V. 35) *vermischet* (V. 37), welche die Blumen und die Blüten der Kräuter des Berges auf eine solche Art und Weise benetzen (*erfrischet*, V. 38), dass sich das mit Blumen wie mit Edelsteinen besetzte Feld auf dem Berg dem Ich-Sprecher gleichsam *Schwanger* (V. 41) darbietet. Damit schwindet freilich der Anteil ‚realitätshaltiger‘ Beobachtung: Der schlichte Ausblick auf einen Ort mit besserem Wetter wird durch den tastenden Blick der Imagination überlagert, der das befruchtende Zusammenspiel von Licht, Luft und Tau bereits erfährt, das den Ort der Rettung vor dem schlechten Wetter im letzten Abschnitt der Rede zu einem ‚amoenen Ort‘ machen wird. Wenn der Ich-Sprecher am Ende des mittleren Abschnitts also dem gejagten Wildtier folgt, dann macht er sich nicht allein auf den Weg zu einem ‚realitätshaltigen‘ Ort, der Rettung vor dem Unwetter verspricht. In

erster Linie bricht er zu einem ‚amoenen Ort‘ auf.⁴⁴ In der Perspektive des Erlebens des Ich-Sprechers verlagert sich das Geschehen damit zunehmend auf eine Ebene reiner Imagination. Dies zeigt sich auch daran, dass der Ich-Sprecher einen Zwerg das Jagdhorn blasen hört (V. 44): Während das Auftreten des Zwergs aus Sicht des Rezipienten als Fiktionalitätssignal verstanden werden kann, ist die Bemerkung, dass der Ich-Sprecher den Zwerg hört – und nicht sieht, wodurch man einen Zwerg für gewöhnlich nur erkennt – im Rahmen dieses Textes, der die Modi der Wahrnehmung und den Erlebnishorizont des Ich-Sprechers stark akzentuiert, zumindest auffällig. Diese Bemerkung kann als Hinweis verstanden werden, dass sich das Geschehen in der phänomenalen Perspektive des spazierendehenden Ich-Sprechers auf eine Ebene sinnlicher Imagination verlagert.

Zugleich aber ruft das Auftreten des Zwergs aus Sicht des Rezipienten den fiktionalen Charakter des Erzählten in Erinnerung, was ihn von der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers lösen kann. Während der Rezipient im ersten Textabschnitt den ‚realitätshaltigen‘ Kampf gegen das Unwetter mit den Augen des Ich-Sprechers sieht, kann sich sein Blick gerade dann vom Erleben des Ich-Sprechers befreien, als es auf den ‚amoenen Ort‘ zugeht. Das ist wichtig, denn der Text bietet dem Rezipienten im Folgenden Möglichkeiten, den ‚amoenen Ort‘ tendenziell unabhängig von der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers zu imaginieren.

So fällt bei genauerer Betrachtung des Bildes von Venus, Mars und Sonne auf, wie unterschwellig der Text von einer litteralen Bedeutungsebene auf eine allegorische Sinnebene überführt und dabei die eigenständige Imagination des Rezipienten aktiviert wird: Zunächst *blickt* der Ich-Sprecher auf und meint, am Himmel den *stern* Venus zu erkennen (V. 72); dann erst *dawcht* ihn,

44 Dass der Ich-Sprecher auf der Spur eines geflohenen Wildtieres an einen ‚amoenen Ort‘ gelangt, erinnert wiederum an Gottfrieds ‚Tristan‘, gelangen doch erst der Jäger und dann König Marke auf der Spur eines entflohenen, weißen Hirsches (ein *vremede[r] hircz*, V. 17293) zur Minnegrotte, in der sich Tristan und Isolde aufhalten (vgl. KROHN 2009, V. 17275–17491). Denken könnte man zudem an die auch in Minnereden „bekannte[] metaphorische[] Gleichung“ von der „Jagd als Liebeswerbung“ (EGIDI 2008, S. 152).

[...] *wye mars mit rotem sper*
Mit glast dor ynne tymmert
So gar fewr glantzich schymmert (V. 74–76).

Der rote Speer bleibt in der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers möglicherweise ein Bild für die Lichtstrahlen, die mit jenen der Venus fusionieren. Zugleich aber wird durch das Einfügen des Speers eine für den Rezipienten erreichbare, allegorische Sinnebene erschließbar: Der antike Kriegsgott Mars tritt auf, dessen Präsenz wiederum eine allegorische Lesart des Planeten Venus als Liebesgöttin einfordert. Das konkrete Bild der Liebesvereinigung der beiden Gottheiten bleibt der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers dabei eher verschlossen: Es ist der Imagination des Rezipienten überlassen, über den ‚denkenden Blick‘ des Ich-Sprechers auf Venus und Mars hinaus das Bild der Liebesvereinigung der beiden Gottheiten am ‚amoenen Ort‘ in der eigenen Vorstellung zu erschließen. Auf ähnliche Weise bleibt auch das Bild des von der Hitze geschwängerten Taus unscharf, wenn nicht der Rezipient imaginiert, wie im Bild von der Hitze als Mann und dem Tau als Frau das *beschwan-gern* (V. 119) stattfinden kann. Diese Bilder der Liebesvereinigung nicht in Gänze mit dem Blick des Ich-Sprechers auszuleuchten, sondern der Liebes-Imagination des Rezipienten Raum zu schaffen und zu lassen, scheint mir die eigentliche Strategie des Textes zu sein.

Anknüpfen lässt sich an dieser Stelle an einen Gedanken von WALTENBERGER 2006, der in seiner Analyse der Minnerede B1, ‚Der rote Mund‘, darauf aufmerksam gemacht hat, dass „vor dem Horizont einer zunehmenden Stabilität der kommunikativen Implikationen von Schriftlichkeit“⁴⁵ zu überlegen wäre, ob nicht (einige) Minnereden weniger auf die „performative Realisierung in sozial integrativer Gegenwart“⁴⁶ hin aufgezeichnet worden sind, sondern vielmehr der Rezipient aufgerufen ist, die „volle‘ Bedeutung des Textes [...] okkasionell und individuell ‚für sich‘ herzustellen“:⁴⁷ Ist Z58 vielleicht ein Text, der erst zu seiner vollen Bestimmung gelangt, wenn er durch die von ihm angeregte Imagination eines Lesers individuell ergänzt wird? Ein Text, der ‚durchwandert‘

45 WALTENBERGER 2006, S. 260.

46 WALTENBERGER 2006, S. 261.

47 WALTENBERGER 2006, S. 261.

werden kann, wenn der Leser den Spaziergang des Ich-Sprechers ‚nachspielt‘ und beginnt, eigenständig ‚auf dem Text zu spielen‘?

Das ‚Gewitter in den Bergen‘ ließe sich dann auch als Fragment lesen, allerdings nicht im Sinne einer abgebrochenen, unvollständigen Aufzeichnung oder Überlieferung. Fragment ist der Text insofern, als er vom Leser ‚zu komplettieren‘ ist: Er wird in die Imagination eines ‚amoenen Ortes‘ überführt, der sich als Raum für sein eigenes lustvolles ‚Weiterschreiben‘ des Textes erweist.⁴⁸ Man könnte das ‚Gewitter in den Bergen‘ so mit BARTHES 2012 als den Text eines Liebenden für Liebende lesen,⁴⁹ als einen Text, der Teil ist eines Diskurses der Liebe. ‚Diskurs‘ allerdings nicht im Sinne eines Meta-Diskurses über das Sprechen von Liebe, sondern im Sinne eines „Dis-cursus“, eines imaginären „Hin-und-Her-Laufens“ von schreibenden und lesenden Liebenden, deren Liebe sich in der Imagination fortschreibt.⁵⁰ Dass die Bilder von Mars und Venus als Liebespaar und von Hitze als Mann und Tau als Frau aus der phänomenalen Perspektive des Ich-Sprechers brüchig und verkürzt bleiben, ist dabei eine Voraussetzung für die Offenheit des Imaginationsraums der Liebe. Und dass der Text den ‚amoenen Ort‘ abgesehen von diesen ‚zu komplettierenden‘ Bildern und dem beglückt wirkenden Ich-Sprecher leer stehen lässt, kann vor diesem Hintergrund mit Barthes’ ‚Fragmenten einer Sprache der Liebe‘ als extreme Annäherung an ein Gegenwärtig-Machen der Minne im ‚Text‘ verstanden werden: Die These von BARTHES 2012, dass ein Sprechen von der Liebe, wenn es Liebe bejaht, immer schon fragmentiert ist (die durch sein Schreiben in ‚Figuren‘ auch performativ plausibel werden soll), könnte hier auch für die Beschreibung der Minnerede adaptiert werden. Die Gewitterrede wäre mithin als ein Text zu verstehen, dessen

48 Vgl. BARTHES 2006a, S. 38–41, der im Essay ‚Über das Lesen‘ drei unterschiedliche Arten von Begehren untersucht, die im Lesen aktiv werden können. An die dritte Art des lustvollen Lesens schließe ich hier an: „Ein drittes Leseabenteuer (Abenteuer nenne ich die Weise, auf die im Leser die Lust aufsteigt) ist schließlich, wenn man so sagen kann, das ‚Schreiben‘; das Lesen leitet das ‚Schreibbegehren‘ (wir sind nun sicher, daß es eine Lust des Schreibens gibt, mag sie für uns auch noch sehr rätselhaft sein)“ (BARTHES 2006a, S. 41).

49 Vgl. BARTHES 2012, S. 17: „Das Buch“, nämlich ‚Fragmente einer Sprache der Liebe‘, „wäre idealerweise eine Interessengemeinschaft: ‚Den Lesern – den Liebenden – Vereint.“.

50 BARTHES 2012, S. 15.

Sprechen von der Minne sich einem (Aus-)Sprechen der Minne besonders nähert. Pointierend ließe sich dann festhalten, dass Z58 kein Fragment einer Minnerede ist, sondern ein Fragment einer Sprache der Minne.

3 Das ‚Gewitter in den Bergen‘ und das Experimentierfeld der Minnereden

Anders als zunächst ähnlich anmutende Minnereden, die – geradezu voyeuristisch – den Ich-Sprecher und mit ihm den Rezipienten (etwa im Traum des Sprecher-Ichs) an die Imagination der Erfüllung seines Begehrens heranführen, zeichnet sich Z58 als Fragment einer Sprache der Minne als ein Text aus, der Zwischenräume individueller Imagination eröffnet. Aber darf man Z58 als ein solches ‚Fragment einer Sprache der Minne‘ noch als Minnerede begreifen?

Das ‚Gewitter in den Bergen‘ ist ein Text, der zwar offensichtlich nicht ausgehend von Erwartungen seine Stereotypie betreffend als Fragment einer Minnerede gelesen werden sollte, der zugleich aber sehr wohl dem Textfeld der Minnereden zuzurechnen ist. Dies zeigt nicht nur die Überlieferungssituation des Textes,⁵¹ sondern auch die Wiederaufnahme von zahlreichen Motiven, Versatzstücken und Strukturelementen anderer Minnereden. Ähnlich etwa wie in B224, ‚Der Maienkranz‘, jenem Text, in dem ein Ich-Sprecher durch die Jagd nach einem Eichhörnchen erst

51 KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 2, S. 2, machen insbesondere die Überlieferungssituation als Kriterium für die Aufnahme von Texten in das Repertorium der Minnereden stark: Das Textkorpus werde vor allem durch den „Überlieferungsbefund“ bestimmt, dass Minnereden häufig gemeinsam und von anderen Textsorten abgegrenzt überliefert würden, woraus KLINGNER/LIEB 2013 schließen, dass es „bereits im Spätmittelalter [ein] etabliertes Gattungsbewusstsein“ gegeben haben dürfte. Ob diese Argumentation für Z58 gelten kann, ist zwar fraglich, findet sich in der Handschrift doch neben Z58 und einem Prologexzerpt von B28 keine weitere Minnerede. Zudem scheint zumindest Z58 durch seine religiösen Komponenten nicht nur an B28 angebunden zu sein, sondern ebenso an die geistlichen Texte der Handschrift (und vielleicht auch – etwa über das Motiv des Taus – an Konrads von Würzburg ‚Goldene Schmiede‘). Entgegen könnte man dieser Argumentation, dass die beiden einzigen den Minnereden zurechenbaren Texte der Handschrift gleichwohl direkt aufeinander folgen (und so den konstitutiven Gattungszusammenhalt aufzuweisen scheinen), wobei durch Z58 ein Übergang von geistlichen Redeweisen hin zur weltlichen Dichtung modelliert werden könnte.

zur Reflexion über die eigene Minne-Situation gebracht und anschließend in einen imaginierten Innenraum geführt wird,⁵² leitet das Verfolgen der Spur eines Jagdwilds den Ich-Sprecher von Z58 zu einem entrückten Ort, der im amoenen Licht von Sonne, Venus und Mars als Ort der Minne erscheint. Und ähnlich wie jene Traum-Minnereden, die den Ich-Sprecher und mit ihm den Rezipienten gezielt in die Imagination des Liebesaktes führen,⁵³ führt auch das ‚Gewitter in den Bergen‘ in einen solchen Vorstellungsraum – wenn dieser auch, wie gesagt, gerade kein Ort voyeuristischer Blicke auf den Ich-Sprecher in seiner Liebeserfahrung ist. Auch einzelne Motive anderer Minnereden, wie etwa die Verheißung der Minneerfüllung, wenn das Wetter umschlägt,⁵⁴ können in Z58 – variiert – wieder aufgefunden werden. Zudem lässt sich natürlich auch darauf verweisen, dass die Bauteile, aus denen Z58 konstruiert ist, allesamt dem topischen Inventar des Minneredens entlehnt sind. Sowohl der Spaziergang mit einer Darstellung des Wetters als auch die Jagd und die Ankunft an einem ‚amoenen Ort‘ (zumindest in dieser Reihenfolge) weisen Z58 als Text aus, der zumindest auf Basis der Kenntnis von Minnereden entstanden ist. Dass diese Kenntnis durchaus profund gewesen sein dürfte, darauf weisen die intertextuellen Bezüge auf B485 (‚Die Minneburg‘) und die Minnereden Egens von Bamberg hin.⁵⁵

Z58 ist mithin in die Redeweisen der Minnereden-Tradition eingebunden, und es scheint durchaus legitim zu sein, den Text zumindest als Experiment mit dem Redeinventar des Textkorpus der Minnereden zu

52 Allerdings imaginiert der Ich-Sprecher in B224 einen *zentralen* Ort der konventionellen, diskursiven Verständigung über Minne (vgl. EGIDI 2008, S. 152–156) – während in Z58 ein *exzentrischer*, individueller Ort imaginiert zu werden scheint.

53 Ich denke zum Beispiel an B258, ‚Besuch bei der Geliebten‘, einen Text, in dem zum einen unklar bleibt, ob der Ich-Sprecher tatsächlich träumt, als er von einem Freund zur Geliebten geführt wird, zum anderen auffällig ist, dass die Geliebte „sich jeweils ohne große Überredung zur Gewährung der Bitten bereitfindet“ (KLINGNER/LIEB 2013, Bd. 1, S. 393). Aber auch im Fall anderer Traum-Minnereden, etwa B247 und B252, könnte man darüber nachdenken, inwiefern hier nicht vor allem die Schaffung eines Vorstellungsraumes der Liebesvereinigung anvisiert wird.

54 Vgl. B225, V. 199–229: Die Dame knüpft die Gewährung der Bitten des Ich-Sprechers um ihre Minne an einen Wetterumschwung (*Harr, bis das wetter v̄bergätt, | Hinnach die chur an dir statt, | Wie du dann wilt, also will ich*; V. 205–207, zitiert nach HALTAUS 1840, S. 187–191, hier S. 190).

55 Vgl. KIEPE-WILLMS 1972, S. 288.

betrachten, obwohl er unseren Vorstellungen davon, was eine Minnerede leisten sollte, auf den ersten Blick nicht entspricht. Unter bestimmten Voraussetzungen lässt sich Z58 dann sogar als Minnerede im engeren Sinn beschreiben. Die Analyse von Z58 hat zwar gezeigt, dass dieser Text kaum in erster Linie der Reproduktion einer kollektiven Verständigung über das Sprechen über die Minne dient, sondern eher in die individuelle Imagination von Liebe einführt und dazu durchaus subtile und semantisch relevante Differenzen zur leblosen Topik der konventionellen Versatzstücke generiert. Aber wenn die Minnereden insgesamt als erzählerisches Experimentierfeld aufgefasst werden, dessen Potenzial gerade auch von den exzentrisch anmutenden Texten her auszuloten wäre,⁵⁶ lässt sich Z58 durchaus auch als Minnerede im engeren Sinne betrachten.

Dass die Abkehr vom Versuch der Definition einer Gattung der Minnereden zu Gunsten einer Beschreibung der Minnereden als erzählerisches Experimentierfeld jedoch nicht unbedingt mit dem Verlust einer präzisen Beschreibungsmöglichkeit des Textkorpus der Minnereden einhergehen muss, lässt sich vor dem Hintergrund der Analyse des ‚Gewitters in den Bergen‘ aufzeigen. Denn um diesen Text als Fragment einer Sprache der Minne zu lesen, muss nichts aufgegeben werden, was man über die Konventionalität von Minnereden im Allgemeinen weiß, nur darf das Besondere des Textes nicht *a priori* mit Blick auf dieses Allgemeine gedeutet werden. Stattdessen bietet sich eine Lektüreeinstellung an, die den Text zunächst als Singularität wahrnimmt. Um die erzählerischen Potenziale im Experimentierfeld der Minnereden literaturwissenschaftlich zu ergründen, sollte daher die alle Texte durchziehende Wiederholung nicht primär als Identitätsfigur gedacht werden, die Besonderes als Realisation eines abstrakten Allgemeinen verstehen lässt.⁵⁷ Mit DELEUZE 2007 kann demgegenüber auf

56 Ich greife damit einen Gedanken auf, den MICHAEL WALTENBERGER in seinem Vortrag ‚Überschreitung und Abbruch. Zur Steigerung von Erfahrungshaftigkeit in der Minnerede Rat einer Jungfrau (Brandis 202)‘ geäußert hat, der im Rahmen der von Sonja Glauch und Katharina Philipowski ausgerichteten Tagung ‚Von sich selbst erzählen. Historische Dimensionen des Ich-Erzählens‘ (Kloster Irsee, 30. September – 2. Oktober 2013) gehalten wurde. Das Manuskript des Vortrags, das im Rahmen eines Tagungsbandes als Aufsatz erscheinen soll, hat MICHAEL WALTENBERGER mir dankenswerterweise zur Verfügung gestellt.

57 LIEB 2001 und 2002 fasst die Wiederholung in mehrfacher Hinsicht als Identitätsfigur. Semantisch scheint ihm Wiederholung in Minnereden zum Beispiel sinn-

eine „Wiederholung als Universalität des Singulären“ verwiesen werden, die einer solchen „Allgemeinheit des Besonderen“ entgegengestellt werden kann.⁵⁸ Das würde bedeuten, alle Texte, die in die Redeweisen (und die Überlieferung) der Minnereden-Tradition eingebunden sind (die ‚Universalität‘ der Minnereden), auch als singuläre Texte zu betrachten, die sich exzentrisch zum vermeintlich Allgemeinen verhalten können. Das jeweils Exzentrische dieser Texte in den Blick zu bekommen wäre ein wichtiges Desiderat der Minnereden-Forschung, wenn die Minnereden insgesamt als erzählerisches Experimentierfeld verstanden werden sollen. Und dieses Exzentrische als ‚Halbunsinn‘ abzutun oder Texte wie das ‚Gewitter in den Bergen‘ von den Minnereden abzugrenzen, wäre vor diesem Hintergrund wohl kaum der richtige Weg.

4 Literaturverzeichnis

ACHNITZ 2000: Wolfgang Achnitz, *Kurz rede von guoten minnen | diu guotet guoten sinnen*. Zur Binnendifferenzierung der sogenannten ‚Minnereden‘. In: Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft 12 (2000), S. 137–149.

ACHNITZ 2003: Wolfgang Achnitz, Minnereden. In: Forschungsberichte zur Internationalen Germanistik. Germanistische Mediävistik. Hg. von Hans-Jochen Schiewer unter Mitarbeit von Jochen Conzelmann. (Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe C,6) Bern 2003, S. 197–255.

stabilisierend (vgl. etwa LIEB 2002, S. 154: „jede einzelne Wiederholung [bestätigt und bewahrt] das kollektive Wissen [von der Minne]“) oder zumindest „sinnverheißend[]“ zu wirken (LIEB 2001, S. 515). Pragmatisch wirkt sie diskursstabilisierend und tendenziell institutionalisierend (besteht doch eine wesentliche „Leistung der Wiederholung“ in Minnereden laut LIEB 2002, S. 155, in der „Autonomisierung“ der kollektiven Minnekommunikation“).

58 DELEUZE 2007, S. 16. Die Konzeption einer „Wiederholung als Universalität des Singulären“ ist dezidiert keine identitätsbildende Figur, sondern eine, die Identitätsbildungen radikal in Frage stellt: Auf ontologischer Ebene spricht Deleuze von der Wiederholung als einem „nomadische[n] Prinzip“, das sich sprunghaft zu Singularitäten verdichtet und „Individuen ebenso aufzulösen und zu vernichten wie vorübergehend zu konstituieren vermag“ (DELEUZE 2007, S. 62).

ARBUSOW 1963: Leonid Arbusow, *Colores rhetorici*. Eine Auswahl rhetorischer Figuren und Gemeinplätze als Hilfsmittel für Übungen an mittelalterlichen Texten. 2., durchges. und verm. Aufl. Hg. von Helmut Peter. Göttingen 1963.

BARTHES 2006a: Roland Barthes, Über das Lesen. In: *Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV*. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. (edition suhrkamp 1695) Frankfurt a. M. 2006, S. 33–43.

BARTHES 2006b: Roland Barthes, Vom Werk zum Text. In: *Das Rauschen der Sprache. Kritische Essays IV*. Aus dem Französischen von Dieter Hornig. (edition suhrkamp 1695) Frankfurt a. M. 2006, S. 64–72.

BARTHES 2012: Roland Barthes, *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Übersetzt von Hans-Horst Henschen. Erstmals 1988. 15. Auflage. (suhrkamp taschenbuch 1586) Frankfurt a. M. 2012.

BIES 2010: Werner Bies, Tau [Art.]. In: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Begründet von Kurt Ranke. Hg. von Rolf Wilhelm Brednich u. v. a. Bd. 13. Berlin – New York 2010, Sp. 237–239.

BREDNICH 1979: Rolf Wilhelm Brednich, Blitz [Art.]. In: *Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung*. Hg. von Kurt Ranke u. v. a. Bd. 2. Berlin – New York 1979, Sp. 476–479.

BRANDIS 1968: Tilo Brandis, *Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke*. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 25) München 1968.

CURTIUS 1993: Ernst Robert Curtius, *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter*. Erstmals 1948. 11. Auflage. Tübingen – Basel 1993.

DELEUZE 2007: Gilles Deleuze, *Differenz und Wiederholung*. Aus dem Französischen von Joseph Vogl. Erstmals 1992. 3. Auflage. München 2007.

EGIDI 2008: Margreth Egidi, ‚Innenräume‘ des Liebesdiskurses. Spiegelungen des Innen am Beispiel der Gartenmotivik in Minnereden. In: Innenräume in der Literatur des deutschen Mittelalters. Hg. von Burkhard Hasebrink u. a. Berlin – New York 2008, S. 147–156.

EIBL 1987: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Vierzig Bände. Hg. von Hendrik Birus u. v. a. I. Abteilung: Sämtliche Werke. Bd. 1. Gedichte 1756–1799. Hg. von Karl Eibl. Frankfurt a. M. 1987.

FRITSCH 1976: Bruno Fritsch, Die erotischen Motive in den Liedern Neidharts. Diss. Münster, gedruckt (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 189) Göppingen 1976.

GLIER 1971: Ingeborg Glier, *Artes amandi*. Untersuchung zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden. (Münchener Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters 34) München 1971.

HALTAUS 1840: Liederbuch der Clara Hätzlerin. Hg. von Carl Haltaus. (Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur 8). Quedlinburg – Leipzig 1840.

KERN 2003a: Manfred Kern, Mars [Art.]. In: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters. Hg. von Manfred Kern und Alfred Ebenbauer unter Mitw. von Silvia Krämer-Seifert. Berlin – New York 2003, S. 373–377,

KERN 2003b: Manfred Kern, Venus [Art.]. In: Lexikon der antiken Gestalten in den deutschen Texten des Mittelalters. Hg. von Manfred Kern und Alfred Ebenbauer unter Mitw. von Silvia Krämer-Seifert. Berlin – New York 2003, S. 639–662.

KIEPE-WILLMS 1972: Eva Kiepe-Willms, Zu Egen von Bamberg, Engelhart von Hirschhorn und Konrad Öttinger. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 101 (1972), S. 285–288.

KLEIN 2011: Dorothea Klein, Amoene Orte. Zum produktiven Umgang mit einem Topos in mittelhochdeutscher Dichtung. In: Projektion – Reflexion – Ferne. Räumliche Vorstellungen und Denkfiguren im Mittelalter. Hg. von Sonja Glauch, Susanne Köbele und Uta Störmer-Caysa. Berlin – Boston 2011, S. 61–83.

KLINGNER/LIEB 2013: Jacob Klingner/Ludger Lieb, Handbuch Minnereden. Mit Beiträgen von Iulia-Emilia Dorobanțu, Stefan Matter, Martin Muschik, Melitta Rheinheimer und Clara Strijbosch. 2 Bde. Berlin – Boston 2013.

KROHN 2009: Gottfried von Straßburg, Tristan. Mittelhochdeutsch / Neuhochdeutsch. Nach dem Text von Friedrich Ranke neu herausgegeben, ins Neuhochdeutsche übersetzt, mit einem Stellenkommentar und Nachwort von Rüdiger Krohn. Bd. 2: Text. V. 9983–19548. Erstmals 1980. 10. Auflage. Stuttgart 2009.

LASSBERG 1842: Joseph Freiherr von Lassberg, Ein schoen alt Lied von Grave Friz von Zolre, dem Oettinger, und der Belagerung von Hohen Zolren, nebst noch etlichen andern Liedern. Also zum ersten mal, guten Freunden zu Lust und Lieb, in druk ausgegeben durch den alten Meister Sepp, auf der alten Meersburg [Joseph von Lassberg]. o. O. 1842.

LIEB 2000: Ludger Lieb, Minnerede [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Georg Braungart, Harald Fricke, Klaus Grubmüller, Jan-Dirk Müller, Friedrich Vollhardt und Klaus Weimar. Bd. 2. Berlin – New York 2000, S. 601–604.

LIEB 2001: Ludger Lieb, Eine Poetik der Wiederholung. Regeln und Funktionen der Minnerede. In: Text und Kultur. Mittelalterliche Literatur 1150–1450. Hg. von Ursula Peters. (Germanistische Symposien. Berichtsbände 23) Stuttgart 2001, S. 506–528.

LIEB 2002: Ludger Lieb, Wiederholung als Leistung. Beobachtungen zur Institutionalität spätmittelalterlicher Minnekommunikation (am Beispiel der Minnerede „Was Blütenfarben bedeuten“). In: Wunsch – Maschine –

Wiederholung. Hg. von Klaus Müller-Wille, Detlef Roth und Jörg Wiesel. (Cultura 17) Freiburg 2002, S. 147–165.

LIEB/NEUDECK 2006: Ludger Lieb/Otto Neudeck, Zur Poetik und Kultur der Minnereden. Eine Einleitung. In: Triviale Minne? Konventionalität und Trivialisierung in spätmittelalterlichen Minnereden. Hg. von Ludger Lieb und Otto Neudeck. (Quellen und Forschungen zur Literatur- und Kulturgeschichte 40) Berlin – New York 2006, S. 1–17.

LIEB/STROHSCHNEIDER 1998: Ludger Lieb/Peter Strohschneider, Die Grenzen der Minnekommunikation. Interpretationsskizzen über Zugangsregulierungen und Verschwiegenheitsgebote im Diskurs spätmittelalterlicher Minnereden. In: Das Öffentliche und Private in der Vormoderne. Hg. von Gert Melville und Peter von Moos. (Norm und Struktur 10) Köln – Weimar – Wien 1998, S. 275–305.

LIEB/STROHSCHNEIDER 2005: Ludger Lieb/Peter Strohschneider, Zur Konventionalität der Minnerede. Eine Skizze am Beispiel von des Elenden Knaben ‚Minnegericht‘. In: Literatur und Wandmalerei II. Konventionalität und Konversation. Burgdorfer Colloquium 2001. Hg. von Eckart Conrad Lutz, Johanna Thali und René Wetzel. Tübingen 2005, S. 109–138.

MATTHAEI 1913: Mittelhochdeutsche Minnereden I. Die Heidelberger Handschriften 344, 358, 376 und 393. Mit drei Tafeln. Hg. von Kurt Matthaei. (Deutsche Texte des Mittelalters 24) Berlin 1913. Nachdruck Dublin – Zürich 1967.

MOMMSEN 1985: Katharina Mommsen, ‚Wandrerers Sturmlied‘. Die Leiden des jungen Goethe. In: Sturm und Drang. Hg. von Manfred Wacker. Darmstadt 1985, S. 368–396.

OHLY 1977: Friedrich Ohly, Tau und Perle. Ein Vortrag. In: Schriften zur mittelalterlichen Bedeutungsforschung. Hg. von dems. Darmstadt 1977, S. 274–292.

OHLY 1993: Friedrich Ohly, Metaphern für die Inspiration. In: Euphorion 87 (1993), S. 119–171.

PRIMISSER 1827: Peter Suchenwirt's Werke aus dem vierzehnten Jahrhunderte. Ein Beytrag zur Zeit- und Sittengeschichte. Hg. von Alois Primisser. Wien 1827. Nachdruck Wien 1961.

PYRITZ 1950: Die Minneburg. Nach der Heidelberger Pergamenthandschrift (CPG 455) unter Heranziehung der Kölner Handschrift und der Donaueschinger und Prager Fragmente. Hg. von Hans Pyritz. Berlin 1950.

SCHMIDT 1984: Jochen Schmidt, Gelehrte Genialität: „Wandrer's Sturmlied“. In: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 28 (1984), S. 144–190.

SCHULTEN 1912: Adolf Schulten, Hasta [Art.]. In: Paulys Realencyclopädie der classischen Altertumswissenschaft. Neue Bearbeitung begonnen von Georg Wissowa. Hg. von Wilhelm Kroll u. v. a. Vierzehnter Halbband. Glykyrrhiza bis Helikeia. Stuttgart 1912, Sp. 2501–2508.

SPRENGEL 1985a: Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Hg. von Karl Richter u. a. Bd. 16. Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Hg. von Peter Sprengel. München 1985.

SPRENGEL 1985b: Peter Sprengel, Einführung. In: SPRENGEL 1985a, S. 881–920.

STAIGER 1957: Emil Staiger, Goethe. Bd. 1: 1749–1786. 2., unveränd. Aufl. Zürich – Freiburg i.Br. 1957.

WALTENBERGER 2006: Michael Waltenberger, *Diß ist ein red als hundert*. Diskursive Konventionalität und imaginative Intensität in der Minnerede ‚Der rote Mund‘. In: Visualisierungsstrategien in mittelalterlichen Bildern und Texten. Hg. von Horst Wenzel und C. Stephen Jaeger. (Philologische Studien und Quellen 195) Berlin 2006, S. 248–274.

WARD 1979: Donald Ward, Berg [Art.]. In: Enzyklopädie des Märchens. Handwörterbuch zur historischen und vergleichenden Erzählforschung. Hg. von Kurt Ranke u. v. a. Bd. 2. Berlin – New York 1979, Sp. 138–146.

WINDRICH 2012: Johannes Windrich, Goethes blinde Hymne. Bewunderung und Verehrung in *Wandrer's Sturmlied*. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 86 (2012), S. 27–63.

WÜNSCH 2007: Marianne Wunsch, Erlebnislyrik [Art.]. In: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte. Hg. von Klaus Weimar gem. mit Harald Fricke, Klaus Grubmüller und Jan-Dirk Müller. Bd. I, A – G. Berlin 2007, S. 498–500.